Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1910)
Heft: 3-4

Artikel: Der Wahnsinn des Krieges
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-801693

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XVII. Jahrgang. — 1910. Nr. 3/4. Bern, 20. Februar.

Der Friede.

Offizielles Vereins-Organ des Schweizerischen Friedensvereins.

Sprechsaal der Friedensfreunde des In- und Auslandes
enthaltend das
Bulletin des Internationalen Friedensbureau in Bern.

Abonnementspreis per Jahr: In der Schweiz Fr. 2. — (für Mitglieder und Nichtmitglieder); im Weltpostverein portofrei Fr. 3. 60. Einzelne Exemplare à 10 Cts.
Inserate per einspaltige Petitzeile 15 Cts., für Jahresaufträge nach Uebereinkunft. — Das Blatt erscheint am 20. jeden Monats in einer Doppelnummer von 6—8 Seiten.
Redaktion: Für das Zentralkomitee des Schweizerischen Friedensvereins, R. Geering-Christ, „Im Wiesengrund", Bottmingermühle bei Basel.
Einsendungen sind an letztere Adresse zu richten.

Annoncen nehmen die Haller'sche Buchdruckerei in Bern, sowie sämtliche Annoncenbureaux entgegen.

Inhalt: Motto. — Der Wahnsinn des Krieges. — Zur Geldfrage der Schweiz im Kriegsfalle. — Was Kriege kosten. — Ein Besuch auf Skibo-Castle. — Resolution zum 22. Februar. — Provisorische Tagesordnung für den 18. Friedenskongress. — Friedenspreis der Nobelstiftung. — Neues aus dem belgischen Kongo. — Ein Propagandamittel? — Ueber „Das rote Lachen". — Verschiedenes. — Vorträge von Fräulein Anna B. Eckstein. — Literatur. — Feuilleton („Das rote Lachen").

Motto.

„Es war seltsam, sich daran zu erinnern, wie sich die Seele früher zu der furchtbaren Schönheit einer Schlacht konnte hingezogen fühlen. Nein, es lag keine Schönheit darin; alles war abscheulich, blutig-schmutzig und frevelhaft."

W. Weressajew,
„Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg."

Der Wahnsinn des Krieges.

Der Wahnsinn des Krieges kommt unsern Mitmenschen viel zu wenig zum Bewusstsein, und darum ist es eine unserer wichtigsten Aufgaben, stets wieder dieses Bewusstsein zu wecken. Wenn uns erst dies in umfassender Weise gelungen sein wird, wenn ein grosser Teil unserer Mitmenschen einmal recht lebhaft von dieser Empfindung erfasst worden ist, dann wird es nichts Einfacheres geben, als die Mittel zur Verhütung der Kriege zu finden und sich über dieselben zu verständigen. All diese angeblichen Hindernisse, die der Beseitigung des Krieges im Wege stehen sollen, werden weggeblasen sein; sie sind nur Ausgeburten des schlechten Willens gegenüber dem Pazifismus; denn wo der gute Wille ist, da ist immer auch der Weg zu seiner Durchführung vorhanden.

Kürzlich auf der Schlittbahn, mitten im herrlichen Vergnügen, das uns Erholung und neue Lebenskraft zuführen soll, passierte einer jener Unglücksfälle, die bei aller Vorsicht doch hin und wieder ein Opfer fordern. Kurz, eine Dame erlitt einen schlimmen Beinbruch, und eine tiefe, stark blutende Wunde erhöhte das Grauenhafte des Falles. Alle Freude war in jähes Entsetzen verwandelt; jammernd lag die Unglückliche auf der Bahn, und ihr Blut färbte den weissen Schnee. Alt und jung war tief ergriffen, und manche, sowohl Frauen als Männer, konnten den schrecklichen Anblick nicht ertragen und mussten sich davon abwenden. Selbstverständlich fehlte es nicht an beherzten Menschen, die unverzüglich mit Entschlossenheit und Umsicht zugriffen, und obwohl kein Fachmann zugegen war, wurde nichts versäumt, was der Verunglückten an Hilfeleistung zuteil werden konnte. Aber dieser vereinzelte Unglücksfall erschütterte die vielen in hohem Grade, und mehr als einer machte einen Vergleich zwischen diesem traurigen Ereignisse und den Schrecken einer Schlacht. Und doch werden sich die wenigsten auch nur annähernd eine Vorstellung von jener Hölle auf Erden machen können. Da liegt nicht ein einzelner verwundet und jammernd auf dem Boden. Da sind es Hunderte, die unter noch entsetzlicheren Verstümmelungen sich in ihrem Blute wälzen und deren Anblick allein uns wahnsinnig machen könnte. O es schadet nichts, uns einen Augenblick damit zu beschäftigen. Denken wir uns Menschen mit weggerissenen Gliedern, gespaltenen Schädeln, abgedeckten Hirnschalen, aufgeschlitzten Leibern, mit hervorquellenden Eingeweiden oder durch einen Streifschuss weggefegten Augen! Denken wir uns diese Greuel verhundertfacht. Stellen wir uns vor, diese Menschen seien unsere Väter, Brüder, Gatten und Söhne. Aber da ist keine liebende Hand, die sofort beispringt mit Hilfe und Trost. Ueber den hilflos in seinem Blute Schwimmenden, über seine blossgelegten Knochen fährt vielleicht eine Kanone hinüber, oder Granatsplitter fügen ihm neue Verwundungen zu. Verdurstend liegt er tage-, nächtelang in schauriger Verlassenheit. Vielleicht auch im Schnee, und die unwillkürlich seinen Augen erpressten Tränen rinnen unaufhaltsam über die Wangen in den Bart und sind, zu Eiszapfen verhärtet, am andern Tage dem Totengräber die stummen Zeugen von den Stunden unaussprechlicher Qualen, die hier den Unglücklichen gefoltert. (So geschehen im Winter 1870/71.)

Aber kein Unglücksfall hat dies alles verursacht. Der Mensch hat dies alles dem Menschen mit ausgesprochener Absicht zugefügt! Jahrelang haben sie Unsummen ausgegeben, um diesen Tag vorzubereiten; mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig gewesen, haben sie Wochen und Jahre ihres Lebens nur dazu verwendet, sich auszubilden für dieses systematische Morden!

Gott im Himmel! und das soll nicht Wahnsinn sein! Nennt uns nur immerzu Feiglinge und Schwächlinge, ihr Kannibalen, ihr blutbefleckten Henker, die ihr mit funkelnden Orden eure herzlose Brust verkleidet und mit sporenklirrendem Schritte über Leichenfelder dahinschreitet. Und du, gedankenlose Menge, die du gaffst, wenn mit klingender Musik die hübschen Burschen einhermarschieren, die du schläfst, wenn die warnende Stimme des Gewissens zu deinem Herzen spricht oder die Vernunft dir den Weg zu deinem Wohle weisen will, und du Spiessbürger, der du dich nicht dazu aufraffen kannst mitzutun beim Werke der Befreiung, euch alle wird ein

Tag des Gerichts aufwecken, nicht mit Posaunen, sondern mit Donnergebrüll der Kanonen, und ihr werdet sehen und fühlen, was keine Feder imstande ist, euch zu schildern! *G.-C.*

—o—

Zur Geldfrage der Schweiz im Kriegsfalle.

Unter diesem Titel bringt die „Appenzeller-Zeitung" Nr. 296 vom 17. Dezember 1909 einen Artikel, welcher einer Abhandlung des Herrn Dr. Julius Frei, Direktor der Schweiz. Kreditanstalt, entnommen ist. Danach hat Herr Frei die Mittel untersucht, welche zur Befriedigung der staatlichen und privaten Geldbedürfnisse in den ersten zwanzig, bezw. fünfzig Tagen nach einer Kriegserklärung zur Verfügung stehen. Die Kosten des Staates berechnet er per Mann der Armee auf 5 Fr. jeden Tag, so dass bei einem Bestande von 160,000 Mann für die ersten zwanzig Tage 16 Millionen Franken, für die ersten fünfzig Tage 40 Millionen Franken nötig wären. Er hebt diese beiden Perioden von 20 und 50 Tagen besonders hervor, weil die Geldbeschaffung in den ersten 20 Tagen infolge des gleichzeitig auftretenden Angstbedarfs der Zivilbevölkerung und der Verwirrung, die sich bei jedem Kriegsausbruche auf allen, auch den nicht direkt beteiligten Geldmärkten geltend macht, eine ganz besonders schwierige sein wird; anderseits dürfte ein Feldzug, den die Schweiz um ihre Unabhängigkeit führt, in 50 Tagen soweit entschieden sein, dass sie bis dahin entweder gesiegt hat, oder für etwaige spätere Operationen sich militärisch wie finanziell an einen Verbündeten, der sich ihr zur Abwehr des ersten Gegners beigesellt, anlehnen kann. Die 40 Millionen wären nach seiner Meinung ohne Schwierigkeit in den ersten Wochen aufzutreiben. Der Bund hält einen Barkriegsschatz von 10 Millionen Franken, welcher nach Ansicht des Herrn Dr. Frei bei Beginn des Krieges der Nationalbank übergeben würde, die dadurch imstande wäre, für 25 Millionen Franken Banknoten auszugeben, sofern die nicht durch Bargeld gedeckten 15 Millionen in bankmässigen Werten Deckung fänden. Die Eidgenossenschaft bekäme also für ihren Barschatz 10 Millionen Franken Noten; sie könnte sich auch die weiteren 15 Millionen Franken Noten ganz oder teilweise verschaffen, indem sie Eigenwechsel der eidgenössischen Staatskasse, die noch eine weitere Unterschrift eines schweizerischen Bankinstitutes tragen, der Bank übergäbe. Neben dieser Geldbeschaffung für den Staat wäre noch für die Befriedigung der wirklichen und vermeintlichen Bedürfnisse des Publikums zu sorgen. Hier müssten neben der Nationalbank auch die übrigen Banken in den Riss treten. Die Untersuchung schliesst mit der Erwartung, dass bei Eintritt kriegerischer Verwicklungen für unser Land die zweifellos recht ernsten Schwierigkeiten, welche die Deckung der Bedürfnisse des Staates und der Privaten bereiten wird, durch ein zielbewusstes Zusammenwirken der Nationalbank und der übrigen Banken insoweit werden beschwört werden können, dass eine grössere Anleihensoperation nicht schon in den ersten Tagen oder Wochen nach Kriegsausbruch nötig werden wird.

Es mag diese Untersuchung des Herrn Dr. Frei für manchen guten Patrioten ein Trost und eine Beruhigung gewesen sein, mir will sie nicht einleuchten. Denn ich begreife nicht, wie Herr Dr. Frei die Kosten des Staates im Kriegsfalle per Mann und per Tag zu 5 Fr. berechnen kann. Mit vielem Scharfsinn und genauer Sachkenntnis hat der russische Staatsrat J. von Bloch festgestellt, dass im russisch-türkischen Kriege die Ausgaben für die russische Armee pro Mann per Tag 2 Rubel 40 Kopeken betragen haben. Die seitdem bedeutend veränderten Lieferungsbedingungen und die voraussichtlich totale Absperrung der Zufuhr lassen eine Erhöhung vermuten. Ebenso schwer fällt in Betracht, dass eine mitteleuropäische, besonders aber die schweizerische Armee besser gepflegt sein muss als die Truppen des russisch-türkischen Krieges. J. von Bloch hat diesen Faktor aber fallen gelassen und den Betrag für die nächste Zukunft pro Mann und pro Tag auf 2 Rubel 50 Kopeken oder 10 Fr. angesetzt. Die Voraussagungen J. v. Blochs haben sich seitdem sowohl im südafrikanischen als im russisch-japanischen Kriege als nicht überschätzt erwiesen. Herr Direktor Frei müsste also die Ziffer von 40 Millionen Franken auf 80 Millionen erhöhen oder die Dauer der Leistungsfähigkeit auf die ersten zehn, bezw. 25 Tage herabsetzen. Es ist zudem sehr zweifelhaft, ob die Schweiz im Kriegsfalle mit einer Armee

---

1

Feuilleton.

Das rote Lachen

Fragmente einer aufgefundenen Handschrift.

Von *Leonid Andrejew*. Deutsch von *August Scholz*.*

Erstes Fragment.

...Wahnsinn und Schrecken!

Zum ersten Male ward ich mir dessen bewusst, als wir auf der nach N. führenden Strasse dahinmarschierten — zehn Stunden lang ununterbrochen marschierten, ohne einen Augenblick Halt zu machen, ohne das Marschtempo zu mässigen, ohne die Fallenden mitzunehmen, die in der Gewalt des auf drei, vier Stunden Entfernung hinter uns herdrängenden, die Spuren unseres Rückzugs mit seinen Schritten verwischenden Feindes verblieben.

Es war unerträglich heiss. Ich weiss nicht, wieviel Grad, ob vierzig, fünfzig oder noch mehr — ich weiss nur, dass es eine ununterbrochene, gleichmässige, intensive Hitze war, die uns zur Verzweiflung brachte. Die Sonne erschien so gross, so glühend heiss und furchtbar, als ob die Erde ihr immer näher rückte und über kurz oder lang von dieser erbarmungslosen Glut verzehrt werden sollte. Die Augen hatten das Sehen verlernt. Die Pupillen hatten sich zusammengezogen, sie waren so winzig klein geworden wie Mohnkörner und suchten gierig das Dunkel im Schatten der geschlossenen Lider. Doch die Sonne durchdrang die dünne Membrane, und ihr blutig-rotes Licht fand den Weg in das erschlaffte Gehirn. Aber es war doch immer erträglicher so, als wenn man die Augen offen hielt, und ich marschierte lange, vielleicht ein paar Stunden lang so mit geschlossenen Augen einher und hörte nur, wie rings um mich sich die Massen vorwärts bewegten: ich hörte das dumpfe, unregelmässige Stampfen von Menschen und Pferden, hörte das Knirschen der eisernen Geschützräder auf dem Steingeröll, das schwere, stossweise Atmen der erschöpften Lungen und das trockene Schmatzen der verdorrten Lippen. Alles schwieg — es war, als ob eine Armee von Stummen daherzöge. Wenn jemand zusammenbrach, so tat er es schweigend, und die anderen stolperten über seinen Körper, fielen hin, standen schweigend wieder auf und gingen, ohne zurückzuschauen, weiter, als wären sie nicht nur stumm, sondern auch taub und blind dazu. Was ich sah,

* Scholz & Co. (Verlag „Snanije"), Berlin S. 59, Camphäusenstrasse 25.